

Nr. 117. Bromberg, den 25. Mai 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von Will Vesper.

(Schluß.)

Sechs Wochen später saßen Ref, Buckel und Eyvind wieder auf ihren Pferden und ritten nach Norden. Bruder Willram begleitete sie nicht mehr. Im Auftrag seines Ordens war er auf dem Wege nach Sizilien. Dort hatten Nordmänner, die aus der Normandie gekommen waren, das Land erobert und ein großes Reich gegründet. Auch ganz Unteritalien hatten sie eingenommen. Es fehlte an Geistlichen, die ihre Sprache verstanden. Buckel und Eyvind dachten daran, was einst Kolbein von jener Insel erzählt hatte. Damals war es wie eine Sage gewesen, von so fernen Ländern zu hören.. Und nun waren sie selber so weit herumgekommen.

Sie hielten nebeneinander auf einer Anhöhe und blickten noch einmal auf Rom zurück. Herrlich war die Stadt und heilig, gewiß. Aber das Volk, das in ihr lebte, schien den beiden Alten nicht soviel wert.

„Ich mußte oft an das denken, was Bruder Willram erzählte", sagte Buckel, „wie der Heiland einst die Wechsler und Händler mit der Geißel aus dem Tempel trieb. Es wäre nötig, daß er zu Rom auch einmal nach dem Rechten sähe."

„Überall geht es menschlich zu", sagte Eyvind.

Dann ritten sie hinter ihrem Herrn her.

Über Ref war in diesen Wochen eine große Unruhe gekommen. Er hatte zuletzt fast mit Gewalt zum Aufbruch gedrängt, und auch jetzt ritt er eine ganze Strecke vor den beiden Gefährten. Ungeduldig sah er sich um. Ganz gegen seine Gewohnheit schonte er sein Pferd nicht. Sie ritten viel zu schnell und blieben übermäßig lange im Sattel. Eyvind hob am Abend den Pferden die Hufe auf. „Wenn es so weitergeht", sagte er, „werden sie bald lahm werden." Aber Ref tat, als hörte er nichts, und am anderen Tag ritt er in gleicher Hast weiter. Es war ihm, als rufe ihm eine Stimme zu „Vorwärts, vorwärts". Als treibe ihn jemand mit erschrecklicher Drohung. In der Nacht träumte er schwer und schrie manchmal im Traum auf: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!", als würde er im Schlaf überfallen und als kämpfe er mit unsichtbaren Feinden.

Am vierten Tag konnten die Pferde nicht mehr. Ohne Zögern nahm Ref Abschied von den Tieren und verkaufte sie mit großem Schaden. Nie hätte er sich früher so leicht von seinen Pferden getrennt. Er kaufte neue, für viel zu viel Geld. Er konnte sich ja nur durch Zeichen mit den Händlern verständigen. Nur ein paar Worte der Landessprache hatten sich die drei gemerkt: pane, aqua, vino, caro, molto caro — Brot, Wasser, Wein, teuer, sehr teuer. Das genügte. Sie hatten kein Bedürfnis, sich viel mit den Leuten zu unterhalten. Bisweilen trafen sie auch Nordländer, Deutsche, Sachsen, Nachbarn der Dänen. Dann verständigten sie sich leichter und fragten nach dem Weg. Er war nicht schwer zu finden. Sie behielten immer das Meer zur Linken. So mußten sie zuletzt nach Burgund und nach Frankreich kommen. Sie fragten nach dem Rhonefluß. An ihm ging die Straße, die sie suchten, aufwärts.

„Noch weit", sagten die Leute. „Sehr weit."

„Vorwärts, vorwärts", sagte Ref.

Dann machte ihnen jemand den Vorschlag, ein Stück mit dem Schiff zu fahren, nach Marsiglia an der Rhonemündung. Eine elende Barke lag im Hafen bei dem Städtchen Piombino. Aber sie vertrauten sich ihr an. Auf dem Wasser war Heimat, obgleich dieses Meer mit seinem Glanz die Augen ermüdete. Ref lag in seinem Zelt auf dem Schiff und ließ sich wenig sehen.

In Marsiglia nahmen sie wieder Pferde und ritten landeinwärts durch die Provence und das Land Burgund. Die Wege waren schlecht. Als sie zwischen die Berge kamen, lag Schnee. Sie ritten, ritten, ritten und sprachen kaum noch miteinander. Nur Eyvind und Buckel wechselten zuweilen ein paar Worte der Sorge. Was war mit ihrem Herrn? Manchmal schlief er auf seinem Sattel ein und schwankte wie ein Trunkener. Seine Augen glänzten wie im Fieber aus dem weißen Bart. Er nahm sich keine Zeit mehr, ihn zu schaben oder zu schneiden. Langsam wuchs sein Gesicht zu und wurde ganz anders, als es je gewesen war. Als sie in die Stadt Paris kamen, fiel Ref vor der Herberge vom Pferde.

Am anderen Morgen, als er aufstehen wollte, sank er stöhnend auf sein Lager zurück. Buckel beugte sich über ihn und hob ihm den Kopf. „Ref", sagte er, „warum willst du dich töten mit solcher gewaltsamen Reise."

„Nein, nein", sagte Ref, „das verstehst du nicht. Ich reite ja vor dem Tode, daß er mich nicht einholt. Binde mich aufs Pferd."

Aber dennoch mußten sie hier einige Tage bleiben, in einer Herberge, die einem Normannen gehörte. „Mein Vater war aus Norwegen", sagte er. „Das Schicksal hat uns weit herumgetrieben." Ref und Buckel hörten nicht auf ihn. Nur Eyvind plauderte ein wenig mit ihm und fragte nach seiner Verwandtschaft. Aber die war nicht weit her. Sein Vater war wohl nur ein entlaufener Knecht gewesen. Und doch wunderte sich Eyvind, wo überall diese Nordleute sich herumtrieben.

•

Am vierten Tag ritten die drei weiter, an der Seine abwärts, über sanfte Hügel, in eine weite Ebene. Hier fanden sie sogar Bauern, die ihre Sprache sprachen, wenn auch wunderlich verzerrt und vermischt.

Ref litt Schmerzen. Es war ihm, als würde er vom Rücken her ausgehöhlt. Mit zusammengebissenen Zähnen hielt er sich aufrecht. Buckel ließ keinen Blick von dem Freunde und ritt dicht neben ihm. Nur Eyvind sah sich zuweilen um. Welch ein fruchtbares Erdreich, weit und glänzend, voll von Rindern, die bis an den Bauch im Gras standen. Soviel Stuten mit Fohlen meinte Eyvind noch nie gesehen zu haben. Hochbeinige Tiere. Die Luft war feucht und süß vom Duft der blühenden Äpfel. In Apfelbaumwäldern standen die Höfe. „Ich rieche das Meer", sagte Eyvind. Ref blickte auf, sog die Luft ein und nickte.

Vor ihnen lagen die Mauern und Türme von Rouen. Als sie näher kamen, hörten sie alle Glocken läuten. Lange rote Banner wehten von den Türmen.

Am Stadttor fragte Eyvind den Pförtner nach dem Grund dieser Freudenzeichen. Der wunderte sich: „Das wißt ihr nicht? Unser Herzog Wilhelm hat einen großen Sieg errungen. An der Küste von England bei Hastings. König Harald von England fiel in der Schlacht. Nun werden wir England einsäckeln.“ Er fuhr mit der Hand in die Hosentasche, mit ausdrucksvoller Gebärde. „Das heißt, du und ich, wir werden nicht viel davon sehen.“

Schlimme Nachricht! War der Herzog in England, so saß Björn, sein Marschall, nicht daheim hinterm Ofen. Die drei Alten hielten vor dem Schloß auf dem Marktplatz. Die hohen Häuser tanzten vor Refs Augen. Er stieg mühsam ab und setzte sich auf den Rand eines Brunnens. Er lehnte sich auf Buckels Schulter. „Mut, alter Freund“, sagte er, als wäre es Buckel, der krank war. „Wir haben Schlimmeres überstanden. Zu keiner unpassenderen Zeit konnte es ihnen einfallen, England einzunehmen.“ Er lachte Buckel an und wollte aufstehen. Aber plötzlich drehten sich die Füße unter ihm weg und er schlug zu Boden. Bewußtlos wurde er in die Herberge getragen. Aber noch ergab er sich nicht. Am anderen Morgen schien er erfrischter und ruhiger. Er ließ sich erzählen, was Eyvind in der Stadt erfahren hatte.

Ja, der Herzog und Marschall Björn waren in England. Niemand hatte gehört, daß ihnen in der Schlacht ein Unglück zugestoßen war. Nur er, der sich die Krone Englands angemaßt, Harald, war gefallen. Zu groß waren Herzog Wilhelms Heer und Flotte. Auch das Recht war auf seiner Seite. Nun nahm er sein Erbland ein. So bald würde er nicht wieder kommen. Aber auch die Herzogin war nicht in der Stadt, niemand vom Hofe. Sie waren alle zu Caen in der Burg, nahe am Meere. Dort war auch Biatrise, Marschall Björns junge Ehefrau.

„Dann müssen wir auch das noch zwingen“, sagte Ref. „Vorbei ist also schon die Hochzeit?“ Die Unruhe packte ihn wieder. „Mir ist immer, als reite jemand hinter mir“, dachte er. „Ich höre doch den Hufschlag, das trapp, trapp, trapp! in den Ohren.“

Buckel erreichte, daß Ref für sich eine Sänfte mietete, eine von denen, die von zwei Pferden getragen werden. So brachten sie ihn in drei Tagen nach Caen vor die Burg. Als sie sagten, wer sie waren, betrachteten die Pförtner und Diener die drei Alten verwundert und verlegen. Der Hausmeister kam, ein gelenkiger Mann, und wies ihnen eine Unterkunft an, eine große Kammer für Ref und eine kleine für Eyvind und Buckel.

Die Kammern hatten Fenster aus Glas, und wenn man hinausblickte, sah man einen breiten Fluß mit großen Schiffen und Kähnen am Ufer. Nahe war das Meer.

*

Buckel und Eyvind halfen Ref aus den Kleidern. Als sie ihn auf das Bett legten, starrte er auf das weiße Linnen und zitterte. „Hier also“, dachte er, „wird er mich einholen.“ Dann sank er unter wie in Wasser. Es schlug über ihm zusammen. Es wollte ihn ganz nach unten drücken, aber mit aller Macht hielt er den Kopf hoch und atmete, und manchmal gelang es ihm, einen Blick um sich zu werfen. Wo war er denn? Wo blieb denn der Verfolger?

Einmal stand eine stolze graue Frau an seinem Bett und sagte etwas, was er nicht verstand. Da beugte sich ein junges zartes Mädchengesicht über ihn, eine schlanke, zierliche Gestalt, mit schwarzem Haar, und redete leise und tröstend, wie ein Silberglöckchen. Er begriff nichts.

Die greise Herzogin war mit Biatrise, Björns junger Ehefrau gekommen. Aber am Hofe verstand man die Sprache der Väter nicht mehr, die alte Bauernsprache. Auch stammten die Frauen aus anderen Geschlechtern, einheimischen, aus Aquitanien, aus der Provence. Sie brauchten einen Dolmetscher, um sich den Alten verständlich zu machen. So erfuhr Ref: Dies war Biatrise, seine Tochter, eine schöne, fremde wunderliche Blume. Was ging sie ihn an? Warum war er denn hierhergekommen? Er wünschte, daß die Frauen schweigen und fortgehen möchten.

Er muß doch einem anderen lauschen, dem donnernden Hufschlag draußen vor dem Tor. Wer springt ab? Wer kommt herein?

Ref starrte nach der Türe mit irren Augen. Niemand kam.

„Er wartet auf seinen Sohn“, sagte die Herzogin. „Man sieht es an seinem Blick.“

*

Ref versank wieder in der Flut. Langsam rötete sie sich und wurde zur Flamme, Flamme, die alles Irdische verbrannte. Nur zuweilen kam Buckels kleine vertrocknete Hand und reichte dem Dürstenden einen kühlen Trank, wischte ihm das Feuer von der Stirne. Gute alte Seele.

Dann war Ref wieder allein.

Ein Priester neigte sich über ihn und salbte ihn mit dem heiligen Öl, legte ihm die letzte Wegzehrung, das heilige Brot, auf die Zunge. Eine Arztin, eine dicke, verschmitzte Alte, goß ihm eine bittere Brühe ein, hielt ihm eine Räucherpfanne unter die Nase. Ref merkte nichts von allem. Er schlief tief, obgleich er manchmal zu wachen schien und wunderliche Reden führte.

*

Aber in einer Nacht wachte er wirklich auf, so schien ihm. Wohin war er denn geraten? Er setzte sich im Bett auf und versuchte sich klar zu werden, wo er sei. Der Mond leuchtete hell durch die Fenster. Ihm schien es wie Morgenlicht. Heller Tag! Und er schlief noch? Wo waren denn die anderen? Alle schon an ihrer Arbeit? Er richtete sich auf. Er stand vor dem Bett. „Helga“, rief er.

Aber nein, er war ja hier in der Fremde. Wie denn? Er griff nach seinen Hosen, nach seinem Rock. Nichts war da? Aber wichtiger war, daß er heimkam. Wie durfte er sich hier herumtreiben? Leise ging er ans Fenster und sah hinaus. O, da war ja sein Schiff, der Hafen und das Meer. Alles war fremd, aber Schiffe und Wasser waren alt und vertraut. Mit tastenden Griffen suchte er die Türe, hob den Riegel, öffnete und ging hinaus. Er kam auf einen Altan, der am Hause entlang lief. Nach unten sank eine hölzerne Stiege mit geschnitzten Säulen. Er befühlte sie. „Gute Arbeit“, sagte er, „wunderlich gute Arbeit.“ Er blieb eine ganze Weile dabei stehen und betrachtete die Vogelköpfe und Löwenklauen auf den Säulen. Dann stieg er die Treppe hinab, kam auf den Hof und schaute sich um. Überall h[illegible] Mauern, Türme, Türmchen, Altane, Fenster und Giebel. Er lächelte. „Ich träume wunderlich“, sagte er. „Wo bin ich? Was wollte ich denn?“

Da scholl lauter Hufschlag durch die Nacht. Irgendein Bote kam vielleicht und sprang draußen vor dem Tore ab. Aber Ref wußte plötzlich, wo er war: auf der Flucht war er doch, tagelang, wochenlang, mondelang, ja ein ganzes Leben lang. Auf der Flucht vor dem, der jetzt draußen stand und ihn ergreifen und erschlagen wollte, und dem er sich im Kampfe nicht mehr gewachsen fühlte.

Aber noch war Rettung. Schiffe und Meer! Ref lief in seinem langen weißen Hemd über den Hof, verschwand zwischen den Gebäuden. Ein Gang führte nach dem Fluß hinunter. Ein großes Boot lag auf dem Strand. Mit aller Kraft, mit der Kraft letzter Verzweiflung stieß Ref es über die Rollen, auf denen es ruhte, ins Wasser, sprang hinein, sah die Ruder am Boden, legte sie zwischen die Pinne und ruderte los, mit ruhigen kräftigen Schlägen. Mochte der Reiter nun kommen! Er, der alte Seefahrer, war ihm entwischt. Er stieß vom Strand, er ruderte heim, endlich heimwärts. Er legte sich weit zurück und blickte vertrauend in den Himmel hinauf. Klar war der Himmel, gutes Wetter war zu erwarten. Glückhafte Fahrt! Ref lachte leise. Endlich schlug sein Herz wieder leicht. Weiche Arme nahmen ihn auf. „Helga“, flüsterte er, und legte sich ganz zurück.

„Müde bin ich doch ein wenig“, dachte er, „von allzulanger Fahrt.“

Am Morgen wurde das treibende Boot mit dem Toten von Fischern gefunden.

*

Im Dom von Sankt Etienne liegt Ref begraben. Buckel schläft zu seinen Füßen. So hat Marschall Björn es angeordnet. Eyvind brachte allein die Botschaft nach Seeland.

Marschall Björn nahm sein junges Weib in den Arm. „Nun schenke mir Jungens“, sagte er, „daß die gute Rasse nicht ausstirbt.“

Sie summte ihm leise ins Ohr:

„c' atressi m'ten en balanssa
com la naus en l'onda."
„Weil ich dir bin untertan
wie das Schiff dem Steuermann."

So ging die Welt weiter.

Zigeuner.

Skizze von Ernst Herbert Petri.

Auch hier draußen vor der Stadt, wo der Schutt sich zu häßlichen Hügeln türmte, hatte der Frühling seinen Einzug gehalten. Seine Begleitmusik war hier freilich weit lauter als anderswo, denn eine Horde Zigeuner lagerte den Winter über neben den Schutthügeln und feierte nun den Aufbruch zu neuer Wanderschaft.

Die Nachbarn waren darob in zwei Lager gespalten. Die einen schimpften über die Ruhestörung und freuten sich, die Gäste bald wieder los zu werden. Die anderen sprachen von Zigeunerromantik und sahen dem Treiben gern zu.

Sie wurden freilich ein wenig bekehrt, als der Alkohol die Gemüter zu erhitzen begann, als Zigeunerliebe allzu sehr glühte und als ein Dutzend junger Burschen mit Knüppeln, Messern und Revolvern um die Gunst eines Mädchens warb. Da steckten die Städter die Köpfe rasch zum Fenster hinein und riefen das Überfallkommando. Das nahm elf schwarzhaarige Burschen mit zerschnittenen Röcken, zerfetzten Gesichtern und blutenden Fingern fest. Doch der zwölfte fehlte, mit ihm der Siegespreis, das Mädchen.

Er hieß Pete. Das junge Ding hatten sie, weil die Horde damals gerade durch Spanien zog, Consuelo genannt. Und nun wollten die beiden zusammen in ein anderes Land wandern, wo die Polizei von ein paar Revolverschüssen nicht so viel Aufhebens machte. Da drüben, weiter im Osten fanden sie sicher einen Stamm, dessen Hauptmann sie aufnahm, Vaterstelle am Mädchen vertrat, dem jungen Burschen den üblichen Backenstreich und den Segen gab, der die Zigeunerehe besiegelt.

Der Weg war lang. Und weil sie ihr Brot verdienen mußten, so gerieten sie auf den Einfall, unter den Dorflinden und in den Wirtshäusern zu tanzen. Sie brauchten nicht zu darben. Denn Consuelos schwarze, glänzende Augen verdrehten den Burschen die Köpfe, und Petes Samthut, den das Mädchen von einem zum anderen trug, war voller Münzen. Das ungebundene Leben gefiel den beiden so gut, daß sie es gar nicht eilig hatten, sich wieder dem Zepter eines Stammeshauptmanns zu unterwerfen.

So kamen sie langsam nach Rumänien, ihrem Ziel. Und jetzt waren es andere Leute, die Pete und Consuelo tanzen sehen wollten. Nun schickten Bojaren und Gutsbesitzer ihre Verwalter: „Kommt heute abend zu uns! Wir haben Gäste, und ihr sollt tanzen." Dann flogen nicht Kupfer- und Silbermünzen, sondern Banknoten in Petes Hut. Er hatte jetzt Geld genug, um für sich und Consuelo den eigenen Wagen und zwei Pferde kaufen zu können.

Es kam freilich anders. Denn eines Abends tanzten sie vor den Gästen des Fürsten Robescu, und Pete sah, wie der Hausherr Consuelo mit den Augen verschlang. Der Zigeuner wollte zuerst unbekümmert sein, lachen. Doch er konnte es nicht. Denn während er Consuelos Hand hielt, fühlte er, daß sie nicht mehr an ihn dachte. Und er mußte sich beherrschen, um nicht mitten im Tanz abzubrechen, Consuelo mit sich fort zu reißen: „Komm, wir wollen fliehen."

Er tat es nicht, weil er plötzlich wußte, das Mädchen würde ihm nicht folgen.

Drei Tage später verließ Pete das Haus des Fürsten Robescu. Consuelo blieb. In ein paar Monaten, wenn sie zur Dame umgewandelt sein würde, wollte der Fürst sie heiraten. —

Die Monate vergingen. Pete hatte Rumänien verlassen wollen, war von einem Stamm aufgenommen worden, der südwärts zog. Alles, was hinter ihm lag, sollte vergessen sein.

Das ging nicht. Denn als der Frühling in das Balkantal hinabstieg, wo der Stamm den Winter zugebracht hatte, da packte ihn die Sehnsucht, und bei Nacht und Nebel lief er nach Norden. Er mußte Consuelo sehen, er mußte sie locken, sie fragen: „Soll deine Entscheidung endgültig sein?"

Er hatte sich einen Bart wachsen lassen, und auf dem Gute des Fürsten Robescu erkannte ihn niemand. Er wurde mit Hallo begrüßt: „Morgen heiratet der Herr, und heute ist Polterabend. Da kannst du tanzen, Zigeuner, und die zukünftige Fürstin wird sich . . ."

Vielleicht wollte man sagen: „. . .sie wird sich über den Landsmann freuen." Doch das Wort blieb unausgesprochen, denn wer mochte heute noch daran erinnern, daß die schlanke Frauengestalt im langen seidenen Abendkleid, die Braut des Fürsten Robescu, eine Zigeunerin war?

Pete selbst hatte den Mut verloren. Wie konnte er daran denken, Consuelo die Frage zu stellen, um deretwillen er gekommen war? Er tanzte ohne Hoffnung, nur weil er sich nun einmal in dieses Haus hinein gewagt hatte und nicht fortlaufen konnte.

Doch allmählich vergaß er, was um ihn war. Er tanzte nur für Consuelo. Er sang ein Zigeunerlied, das er erdacht hatte, als sie im vorigen Frühling nach Osten wanderten. Und er sah, daß Consuele ihn erkannte. Er sah wie sie unruhig wurde. Er sah, wie sie weinte.

Die anderen glaubten, es seien die üblichen Tränen einer glücklichen Braut. Doch Pete sang ein paar Worte, die außer Consuelo keiner verstand: „Ich warte auf dich."

Am anderen Tage vermißte der Fürst Robescu seine Braut. Auch der Zigeuner war verschwunden. Er hatte sich nicht einmal seinen Lohn geholt. — —

Ein Paar wanderte abseits der großen Straße nach Süden. Als der Abend heraufstieg, blieb Pete stehen und wies zum Horizont hinüber: „Dort ist die Grenze. Heute nacht sind wir in Bulgarien, in der Freiheit."

Er sollte sich irren. Denn unmittelbar vor der Grenze liefen sie einem Posten in die Arme, wurden festgenommen. Und Pete wußte sofort, um was es hier ging, denn der Posten rief in die Nacht hinaus: „Hier sind sie!" Der Zigeuner suchte Consuelos Hand: „Bleibst du auch jetzt bei mir?" Es dauerte ein wenig, bis sie leise antwortete: „Ja."

Doch als sie dann in der Wachtstube vor dem Fürsten standen, schlug sie die Augen nieder. Sie sah dabei ihre von der Wanderung verstaubten, von Zweigen zerfetzten Kleider, und sie schämte sich.

Und dann lag plötzlich ein langes seidenes Abendkleid vor ihr auf einem Stuhl. Es lockte, und die Diamantenschnallen auf beiden Schultern des Kleides blitzten.

Mit überlegener Ruhe fragte der Fürst: „Consuelo, was willst du auf der Landstraße?" Er streckte ihr beide Hände entgegen, und Consuelo nahm sie.

Pete ging schweigend zur Tür. Niemand hielt ihn auf.—

Ein paar Tage später klagten drüben in Bulgarien Geigen zum Zigeunerbegräbnis. Die Tote freilich fehlte. Sie feierte in Rumänien Hochzeit mit dem Fürsten Robescu.

Das Wunder.

Die Menschen wollen Wunder seh'n
Für Gottes weises Walten.
Und können, wollen's nicht versteh'n,
Daß sie's in Händen halten.

Die Erde lag im Winterschlaf,
Von Schnee und Eis bedeckt.
Da hat der gold'ne Sonnenstrahl
Zum Leben sie erweckt.

Es grünen wieder Baum und Strauch
Und alle Blumen sprießen,
Mit süßem Duft und Farbenpracht
Die Welt sie neu begrüßen.

Ein Wunder ist's, das immer wieder
Die Allmacht Gottes uns beweist.
Anbetend knie'n wir vor ihm nieder —
Kein Zweifel trübt den klaren Geist!

Maria Swenŝitzky.

Asche über den Anden.

Argentinische Skizze von Ernst Herbert Petri.

Wenn am Oberlauf des Rio Atuel von einem reichen Manne die Rede war, so hieß es: „Er hat soviel wie José Laurencena!"

Längs der chilenisch-argentinischen Grenze kannte ihn jeder. Ein glücklicher Mann, dem alles unter den Händen geriet, dessen silberne Sporen ein klingendes Lied vom stolzen Herrentum des Hidalgo sangen. Wie ein Fürst ritt José Laurencena über sein weites Land, und alle Hüte flogen vor ihm vom Kopf, wenn er befahl.

Nur einer blieb straff. Er gehörte diesem Deutschen, diesem Ernesto Leuthold, den Laurencena so haßte und den er doch nicht entbehren konnte, weil er auf ihn angewiesen war. Verdankte José nicht leider einen Teil seines Wohlstandes diesem Mann, den der Krieg mit seiner Familie hierher verschlagen hatte? Laurencena war zu klug, um sich selbst belügen zu wollen, und weil er seine Abhängigkeit von diesem Deutschen kannte, deshalb haßte er Ernesto Leuthold.

Und dann war das Mädchen, diese Maria Leuthold! Blond und aufrecht wie der Vater. Selbst ihn, den Herrn, reizte es. Doch nur mit Wut konnte José Laurencena an die Stunde zurückdenken, da er, der reiche Witwer, dem mittellosen Mädchen seinen Namen und seinen Reichtum hatte anbieten wollen und — abgewiesen worden war.

Seit einigen Wochen wußte José Laurencena auch warum: Weil Maria Leuthold seinen Sohn liebte, weil der alleinige Erbe seines Reichtums, Leon Laurencena, diese Liebe erwiderte. Keiner von beiden hatte ihm bisher etwas davon gesagt. Aber José Laurencena lief nicht mit verschlossenen Augen durch die Welt. Doch die Erfüllung ihres heimlichen Wunsches sollte ihnen versagt bleiben. José freute sich auf den Augenblick, da er den Sohn demütigen konnte.

Diese Stunde war gekommen. Der Sohn stand vor ihm: „Vater, gib mir die Erlaubnis, Maria zu heiraten."

„Nein, niemals!"

Leon Laurencena starrte den Vater an: „Aber, Vater! Das kann doch unmöglich dein Ernst sein. Bedenke, wir lieben uns! Selbst wenn du uns deine Einwilligung versagen solltest, lassen wir dennoch nicht von einander."

„Dann hast du nichts mehr in meinem Hause zu suchen. Dann kannst du mit Maria Leuthold und ihrem Vater hinziehen, wohin ihr wollt!"

„Vater, ist das dein letztes Wort?"

„Ja!"

Da wandte sich Leon Laurencena wortlos. Ein paar Wochen später erzählten sich die Leute am Rio Atuel, der einzige Erbe des reichsten Mannes im Staate Mendoza suche irgendwo weit drüben im Osten bei Buenos Aires Arbeit, um seine junge Frau vor dem Verhungern zu schützen. —

Zeitungsträger mit Extrablättern rasten schreiend durch die Straßen der argentinischen Hauptstadt: „Vulkanausbruch in den Anden. Vernichtender Aschenregen. Tausende von Menschen getötet. Das Tal des Rio Atuel am schlimmsten heimgesucht."

Leon Laurencena riß dem Rufenden das Blatt aus der Hand, überflog die Nachrichten, wurde weiß im Gesicht: „Am Rio Atuel? Der Vater!" Er dachte nicht mehr an das, was José Laurencena ihm angetan hatte. Er hörte nur die Stimme seines Blutes: „Dein Vater ist in Gefahr." Mit dem nächsten Zug fuhr er nach Westen.

Schon hinter Realico war es, als sollte es in die Hölle hineingehen. Züge mit Flüchtlingen rasten ostwärts. Schwarze Wolken schoben sich von Westen heran und entluden staubfeinen Aschenregen, der in Mund und Nase drang, die Augen gefährdete. Plötzliche Nacht verdrängte den Tag. Knirschend mahlten sich die Räder ihren Weg in die Finsternis hinein.

Dann hielt der Zug. Es war zwecklos weiter zu fahren, sich noch tiefer ins Verderben hineinzuwagen. Flüchtlinge schrien verzweifelt, wollten nach Osten zurückgebracht werden. Leon Laurencena verließ den Zug. Er hoffte, einen Wagen, vielleicht ein Pferd zu finden, mit dem er weiter vordringen konnte ins Tal des Rio Atuel. Er fand nichts. Er traf nur auf Leute, die auf der väterlichen Farm gearbeitet hatten und geflüchtet waren. Sie wußten ihm nicht zu sagen, was aus José Laurencena geworden war: „Vielleicht ist er geflohen. Jeder rettete sich, so schnell er konnte. Keiner hatte Zeit, auf den anderen zu achten."

Mit ohnmächtiger Wut sah Leon Laurencena ein, daß es zwecklos war, noch weiter ins Verderben hinein zu dringen. Aber er wollte nicht weichen, sondern ausharren, um über das Schicksal des Vaters Gewißheit zu erlangen, sobald die Natur ausgetobt hatte.

Tagelang saß er wie ein Gefangener allein im verlassenen Ort. Giftige Gase, die stoßweise mit dem Aschenregen aus Westen kamen und sich beklemmend auf die Brust legten, drohten ihn zu vertreiben. Er verschloß sich im Keller des geräumigen Bahnhofsgebäudes und blieb.

Und dann kam endlich der Tag, da die Natur sich beruhigt zu haben schien. Zu Fuß strebte Leon Laurencena weiter nach Westen, den Fluß aufwärts. Asche hielt ihn auf allen Wegen auf. Es war ein qualvolles Schreiten, und die Verzweiflung raunte ihm oft ins Ohr: „Kehr um!"

Doch Leon Laurencena hielt aus. Er atmete jedes Mal auf, wenn er auf seinem mühsamen Weg eine Hirtenhütte erreichte und sie verlassen fand. So waren die Meldungen von den Tausenden von Toten wohl übertrieben, und auch der Vater hatte sicher Zeit gehabt, zu fliehen.

Endlich sah Leon aus dem grauen Staub, der das Tal wie ein schmutziges Leichentuch bedeckte, die Häuser der väterlichen Farm aufragen. Klopfenden Herzens bahnte er sich seinen Weg durch die fußtiefe Asche. Dann zwängte er sich durch die Tür des Wohnhauses. Beklemmender Gasgeruch stürzte auf ihn ein, der in die Räume gedrungen sein mußte und sich dort tagelang gehalten hatte.

Leon Laurencena riß die Fenster auf, stieß die Läden zurück. Luft drang ein, Licht fiel in die dunklen Räume, Licht fiel auf einen Menschen, der mit zurückgefallenem Kopf und offenem Mund im Stuhl vor dem Schreibtisch lag: Der Vater! Erstickt!

Einen Augenblick glaubte Leon Laurencena verzagen zu müssen. War jetzt nicht alles vernichtet, alles Arbeiten, jeder Versuch zu neuem Aufstieg zwecklos?

Nein, denn drüben im Osten wartete eine Frau auf ihn, für die zu kämpfen das höchste Lebensziel war, eine Frau, die neben ihm stehen würde, eine Frau, die er als Herrin gerade auf diesem, zu neuem Blühen bestimmten Besitz der Laurencenas sehen wollte.

Unverzagt begann Leon Laurencena das neue Lebenswerk.

Frische Winde.

Ein Schauer faßt die alte Linde,
Das nasse Laubdach tropft und weht.
Wie lieb' ich sie, die frischen Winde.
Das Wanderlied, das mit mir geht! —

An alle zagenden Gefühle
Rührt Leben, schwingenbreit und stark.
Wie trink' ich dieser kräftigen Kühle
Erquickung bis ins tiefste Mark.

Frida Schanz.



Lustige Ecke



* **Schiff im Sturm.** „Was soll man bei dem Sturm essen, Steward?"

„Wenn ich den Herrschaften im eigenen Interesse raten darf: nur das Billigste."

* **Sport.** „Treibt Ihr Herr Gemahl auch Sport?"

„O ja, er sammelt Briefmarken."

* **Eine Frage!** „Herr Ober, was sagen Sie zu dem Fisch."

„Was soll ich sagen? Er würde mich doch nicht verstehen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.